

Feuilleton

Fleischfarben, Schmerzfarben

Maria Lassnig, die Nestorin der Wiener Malerei, und ihre Schülerin Regina Götz im Kunsthaus Potsdam

VON INGEBORG RUTHE

Schonungslos ironisch, oft geradezu boshaft malte die Wienerin Maria Lassnig sich in ihrem langen Künstlerinnenleben Hunderte Male selbst. Das „Herzselbstporträt im grünen Zimmer“ von 1968, aus dem Jahr des Prager Frühlings also, führt uns vor Augen, warum man die inzwischen 91-Jährige oft mit dem großen englischen Maler Francis Bacon (1909 – 1992) vergleicht.

Es ist die existenzielle Körpermalerei, dieses rückhaltlos und gnadenlos Malträterende und in Räume der Konventionen Eingesperrte, eine das schockierend Seelische darstellende Malkunst, die beide Künstler des 20. Jahrhunderts verbindet. Das verbeulte, zurechtgestauchte Herzwesen in dem grünen Raum, der auch als Billardtisch durchgehen könnte, hängt jetzt im Blickpunkt einer Ausstellung der Wienerin im Kunsthaus Potsdam.

„Ich nannte meine body-awareness-paintings zuerst introspektive Erlebnisse, später nannte ich sie überhaupt nicht mehr, als ich meine Knödel und Farbhäufen als Selbstportraits behauptend, nur Hohn erntete“, so Lassnig.

Sie hat nach Potsdam ihre Meisterschülerin mitgebracht: Regina Götz, gleichfalls Österreicherin, studierte bei ihr von 1986 bis 1994 an der Akademie für Angewandte Kunst in Wien. Die beiden eint vor allem die ausgeprägte – freilich auch autoaggressive – Lust am Selbstporträt. Wie ein Faden zieht es sich durch beider Werk. Was die Altmeisterin der Jüngeren an Drastik, Sarkasmus und schmerzvoller Deformation des Körperlichen voraus hat, gleicht diese mit einem fast ins Auge schneidenden Realismus aus, wie es uns das 2007 gemalte Motiv „O.T (Messerbild)“ vorführt.

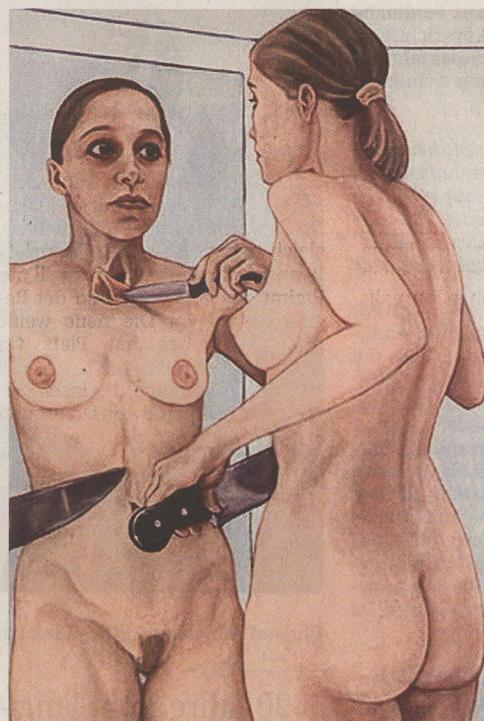
Jedes Bild, sei es von Lassnig oder von Götz gemalt, hat seine eigene Geschichte, aber es erzählt eigentlich nichts, nur dass hier zwei ziemlich feministisch gesinnte Künstlerinnen einander ermutigten. Der leichte Zugang ist dem Betrachter verwehrt. Es ist, also wollten die beiden gemeinsam verhindern, dass einem angesichts so viel traktierten Fleisches die eigenen verwirrten Gefühle den analytischen Blick trüben. Man muss diese Bilder also irgendwie aushalten können.

Seit Jahren hofiert der Kunstbetrieb die große alte Nestorin der österreichischen Malerei. Als sei Maria Lassnig eine junge Aufsteigerin: Ausstellungen in New York, München, Wien, Köln, Paris, London. Englische Zeitungen schrieben über Lassnig, sie sei „die Entdeckung des frühen 21. Jahrhunderts“ – und sie sie die zweite „warrior queen“ neben der unlängst verstorbenen französisch-amerikanischen Bildhauerin Louise Bourgeois.



KUNSTHAUS POTSDAM (2)

Maria Lassnig: „Herzselbstporträt im grünen Zimmer“, 1968.



Regina Götz: „o.T. (Messerbild)“, 2007.

Maria Lassnig stammt aus Kärnten, hat eine Klosterschule besucht und, mitten im Krieg, an der Wiener Kunstakademie studiert. Aber was sie malte, galt als „entartet“, das lag an den surrealistischen Experimenten; es war das Jahr 1941 und Österreich in jeder Hinsicht ans Großdeutsche Reich angeschlossen.

Nach dem Krieg ging sie nach Paris und hatte Kontakt zu den französischen Surrealisten um Breton. Paul Celan riet ihr, in die USA zu gehen, also ging sie, das war Ende der Sechziger, aber die Amerikaner fanden ihre Bilder morbide. Ein DAAD-Stipendium führte sie 1978 nach Berlin. Erst danach schlug sie wieder Wurzeln in Wien. Endlich kam die Anerkennung. 1981 wurde sie Professorin an der Wiener Akademie. Ihr Unterricht war für Wien exotisch: extrem streng und akademisch. Und 1997 war sie auf der Documenta 10, eingeladen von deren Kuratorin Cathérine David.

Auch in der Potsdamer Schau „Ich und Ich“ ist auf den Lassnig-Gemälden wieder sehr wenig drauf. Der Bildgrund scheint durch, alles ist real und surreal zugleich und immer ein Angriff auf den „guten Geschmack“. Abermals gelten die Pinsel-Attacken ihrem eigenen Körper und Gesicht. Das ist nicht etwa nur Provokation, das meint auch den Tod, bei Lassnig ein immerpräsen-tes Thema, dem sie allerdings mit grimmig-sarkastischer Lust begegnet. Schon 1964 malte sie „Traum“ ein knallrotes Monsterwesen vorm blauen Himmel, an dem in Reihen Wolkenwürste ziehen. Welch boshafte Motiv, das offensichtlich die rücksichtslose und hirnlose Konsumgesellschaft meint.

Auffällig greift Lassnig auf Motive der mittelalterlichen Totentänze zurück. Ihre eckigen Knochengestelle finden kunstgeschichtliche Entsprechung in Bildern zum Thema von Großen des frühen 20. Jahrhunderts: von Egon Schiele, James Ensor, Oskar Kokoschka, Otto Dix. Mit dieser Position durchtritt Lassnig ein wüstes Jahrhundert mit all seinen Trends. Und wenn es ihr um die sehnstüchtig herbeigewünschte Ganzheit im Leben und in der Kunst – als Frau – geht, dann ist das bei ihr ein gemalter leerer Kreis als nackte Seele. Ganzheit freilich bezeichnet sie „als Wunschvorstellung der Nervenzerrüttung“.

Nichts ist mehr ganz oder hängt mit dem anderen zusammen. Die Bestandteile ihrer verformten Körper baumeln oft lose im Nichts. Dieser Desillusion entspringt auch Lassnigs Palette: Rosa, Hellblau, Grasgrün, Orange, Gelb und Violett. Das sind ihre „Körpergeföhlsfarben“: Fleischfarben, Schmerzfarben, Streck- und Pressfarben, Farben für Angst und Tod. „Einem Gefühl Form geben, ist wie eine Wolke abstecken“, beschreibt sie ihre hartnäckigen Experimente mit der Unmöglichkeit.

Ich und Ich

Eine Ausstellung der Wiener Malerinnen Maria Lassnig, Jahrgang 1919, geboren in Kärnten, und Regina Götz, geboren in Vorarlberg – Meisterin und Schülerin.

Kunstverein Kunsthaus Potsdam, Ulanenweg 9. Das Ausstellungshaus wurde 2002 im Gebäude des einstigen preußischen Pferdelaazarets der Garde-Ulanen-Kaserne gegründet.

Geöffnet bis 5. 12., Mi 11–18/ Do, Fr 15–18/Sa, So 12–17 Tel. 0331/200 80 86